

# Schiffbruch im Hafen.

Roman von Ida Bod.

(5. Fortsetzung.)

„Das giebt's aber nicht — das nehme ich nicht an! Absolut nicht! Werft sie! Nein, so laß ich nicht mit mir umspringen, so nicht! Wie der Herr Baron gelangt ist, so soll's mir recht sein! Gestern bräut'ert er mich auf infame Weise, und heute paßt es ihm, alles in nichts wegzumachen! Das Duell wird stattfinden, nun gerade!“

Wessel war wie ein Felsen auf und ab gerannt, nun sah er Lindner am Arme und zwang ihn so, still zu halten:

„Du, erlaub mal, ich verstehe ja, daß Du wütend bist — aber Du weißt nicht, was Du sprichst! Das Duell wird natürlich nicht stattfinden, denn der Baron hat in unserer Gegenwart eine Ehrenerklärung abgegeben, die alles zurechtstellt. Es ging vollkommen torrefakt zu, da ist gar nichts zu sagen.“

Wütend stampfte Wessel mit dem Fuße auf. „Das genügt mir aber nicht! Heute, so morgen, so, damit geht es mich nicht an! Du sagst mir, daß die Hölle, ich will's dem eingebildeten Herrn zeigen!“

„Ergrübel, tadelnd fah Wessel in einen Stuhl. Ehrhardt und Lindner saßen sich verdundert an.“

„Lieber Freund“, sagte Lindner dann bedächtig, „mach keine Dummdenken und beruhige Dich! Für uns ist die Sache natürlich erledigt! Wir müssen jetzt fort!“

„Das heißt also, Ihr verweigert mir Eure Dienste?“ Wessel sprang auf, als ob er ein Pferd wäre.

„Sei doch vernünftig, Wessel!“ verbiete Lindner zu beruhigen. „Wir können doch nicht anders — der alte Herr hat sich ganz devalvirent entschuldigt — unsere Mission ist beendet!“

Wessel schüttelte den Kopf. „Ist gut! Ich dank' Euch! Ceruus!“

Ehrhardt und Lindner gingen. Sie waren ein wenig konsterniert über das sonderbare Gebaren des Kameraden.

Wessel fand noch einen Augenblick unbehaglich. In seinem Gesicht arbeitete es. Dann riß er plötzlich Mantel und Mütze vom Kleiderbod und flüchtete davon.

Etwa drei Stunden später fuhr ein offener Mietwagen in die Rheinstraße von Stramm, dem zwei feierlich in schwarz getleidete Herren entzifferten, die den Herrn Baron von Lublinsky zu sprechen wünschten.

Lublinsky saß in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch, vor ihm stand der Inspektor Benzler, ein bejahrter Fünfziger mit einem breiten, vorspringenden, gutmütigen Gesicht. Mit fehr lebhaften Armenbewegungen hatte er eben seinen Vortrag über die erst jüngst aufgestellte Drehschneidemaschine beendet, als es an die Thür klopfte und auf Lublinsky's recht unvorsichtiges „Herein“ Georg, der Diener eintrat, und auf einer silbernen Tafel dem Baron zwei Visitenkarten überreichte. Väterlich griff Lublinsky darnach.

„Dr. Fritz Schröder, Architekt; Bruno Halpern, Gerichtsadjunkt“, las er vornehmlich. „Kenne ich nicht, nie im Leben gesehen!“ Sagten Sie nicht, daß ich arbeite?“ wandte er sich an Georg.

„Zu Befehl, Herr Baron, als die Herren meinten, es sei sehr dringend!“

„Wird wieder was sein?“ brumpte der Baron ärgerlich und wandte sich dann an den Inspektor: „Wohin nächsten, Benzler, ich komme nachher aufs Bureau hinaus!“

Georg eilte hinaus, Benzler folgte ihm bedächtig.

Gleich darauf öffnete der Diener wieder die Thür, und die zwei Herren in Schwarz traten ein.

Lublinsky erwiderte höflich die gemessene Begrüßung der Beiden und bot ihnen Plätze an.

„Womit kann ich dienen?“

Der eine der Herren, dessen von Schmelz durchgezogenes Gesicht auf eine tümelnde Vergangenheit hindeutete, legte seine noch fehr jungen, nicht sonderlich intelligenten Züge in ernste Falten und sagte feierlich: „Wir kommen im Auftrage unseres Mandanten, Herrn Oberleutnants von Wessel.“

Lublinsky zog erstaunt die Augenbrauen hoch und hielt die Rechte an die Ohrmuschel, als hätte er nicht gehört: „Mandant Fritz v. Wessel?“ wiederholte er ungläubig.

„So ist es!“ Der Sprecher strich sich salbungsvoll den Schnurrbart. „Der Herr Oberleutnant nimmt Ihre Ehrenerklärung nicht an, Herr Baron, sondern beharrt auf der ritterlichen Austragung der ihm widersprechenden Beleidigung.“

noch Verhandlungen giebt, dann können sie nur mit meinen Sekundanten geführt werden. Also müssen die Herren sich schon zu Major Rodenbach und Major Werner bemühen.“

„Ergabenster Diener, Herr Baron!“

„Kann ich die Thür hinter den Beiden geschlossen, stürzte Lublinsky zum Schreibtisch und klingelte wie rasend am Telephon. Als sich die Central nicht gleich meldete, läutete er wieder und immer wieder. „Endlich!“ Er schrieb die Nummer fast, so zitterte er vor Ungebuld.

„Ja — hallo — Hans? Du, was sagst Du dazu: dem Herrn Oberleutnant genügt meine Ehrenerklärung nicht, er besteht auf dem Duell! Ja, was, da schaust Du? Das kommt aber davon, wenn man sich von Weibern was dreinreden läßt! Ich bin wütend! Der Mann hat freudigen Selbstverleumdung! Ich will's dem eingebildeten Herrn zeigen!“

„Er läutete ab, und verließ dann rasch das Zimmer.“

5. Kapitel.

Von dem Augenblick, da Ehrhardt und Lindner erlärten hatten, daß das Duell nach der gegenwärtigen Sachlage nicht stattfinden könne, war eine unheilvolle Veränderung mit Wessel vorgegangen. Dieses Duell, das er anfangs nur als Genugthuung für die Beleidigung ansah, die ihm die unqualifizierbare Art eines Mannes zugefügt, der ihm von jeder unangenehme gemessen, und den er züchtigen wollte, ergab mit einem Male als etwas ganz Anderes! Es konnte so nicht fortgehen! Blüßlich schien es ihm unmöglich, morgen da anzufangen, wo er heute aufgehört hatte. Es mußte etwas geschehen! Etwas, das zum Wendepunkt seines Lebens wurde. Die rasende Leidenschaft für die Frau des Mannes, der ihn beleidigt, loderte stürmisch auf, wühlte in ihm, ergoß sich wie ein glühender Strom auf sein Denken und begab Vernunft und Ueberlegung.

Das Duell erschien ihm als „Gottesgericht!“ Er — oder ich! Für Beide war kein Raum! Ihm lag nicht viel an seinem verpasschten Leben, wahrhaftig nicht! Traß's ihn — gut! Dann war es sein Schicksal! — aber wenn nicht — wenn — Doch darüber hinaus war er noch nicht gekommen. An dem Punkt angelangt, verwirrten sich seine Gedanken zu einem wilden Chaos, aus dem ihm nur immer das Eine klar herauskam: Das Duell muß stattfinden! Und es sollte stattfinden!

Die beiden Civilisten, die Sekundantenbeistand als ihren besonderen Sport betrieben, hatten die Sache geachtet. Außerdem fühlte sich jetzt Lublinsky als der Beleidigte.

Es war ein kühler, gebeter Morgen nach einer Nacht, die Wessel fast schlaflos verbracht hatte. Den ganzen vergangenen Tag war er von Hause fort gewesen, um Lydia auszuweichen. Er wollte sie nicht sehen. In dem Augenblick schmeerte er sich beinahe nach seiner früheren Unabhängigkeit bei fremden Leuten. Nur Lydia's stillen, klamm Gesicht fürchtete er sich.

So hatte er sich, trotzdem er erst noch Mitternacht hingekommen war, beim ersten Morgengrauen aus dem Hause geflüchtet.

Langsam ritt er die Pappelallee entlang. Auf Blättern und Gräsern glitzerte der Tau, aber es war alles noch grau und farblos. Einer jener Morgen, an denen man nicht recht weiß, ob die Sonne sich Bahn brechen wird oder nicht.

Die Waldlandschaft lag todtenstill da. Ihr fehlte heute der Zauber der strahlenden Sonne, der tiefblaue Himmel. Wie in Schermerwisch gelaucht standen die dunklen Tannen, tiefste Einsamkeit bannten sie in ihrer Aris. Wessel fand kein Werd an den Baum und legte sich, wie neulich, auf den Schmelz des Bewulstes.

Wie lange war es her, daß er ebenfalls da gesessen und mit fiebernden Wulsten auf das Weib gewartet hatte, das er liebte — und das dem anderen gehörte, dem anderen, den er haßte — haßte — haßte! Und der ihm dort gegenüberstanden war!

Mit weit aufgerissenen Augen, in denen das Weibe unbemüht leuchtete, starrte Wessel in den Nebel, der zwischen den Stämmen wogte. Vor sich sah er das Weib der nächsten Stunde mit graufamer Deutlichkeit: Das scharfe Gesicht Lublinsky's, die Oberlippe zu einem Wächeln emporgezogen, daß die gelblich weissen Zähne sichtbar wurden. Dieses niederträchtige Lächeln — es machte Wessel rasend, wenn er nur daran dachte. Das höhnliche Grinsen des anderen, des Satten. Glühend hatte sein Geld wie einen Feind, das Weib aufgeföhrt! Das Weib — nicht recht!

Wessel horchte auf die Schritte der erlaugten. Dr. Schröder —

„Halspern und ein dritter junger Mann, den Wessel nicht kannte, erschienen mit blauen, erregten Gesichtern. Sie begrüßten Wessel respektvoll und stellten ihm dann den jungen Mann vor, dessen mit einer Weiße bedekten Augen unruhig von einem zum anderen wanderten.“

„Mediziner Dr. Diebmann, praktischer Arzt.“

„Freue mich! Hoffentlich mache ich Ihnen keine Schererei!“ versuchte Wessel zu scherzen. Es fiel ihm schwer, sich wieder in die Weltlichkeit zurückzufinden, er fühlte sich müde und abgepannt.

„Zweimal stand er dabei, als seine Sekundanten ihre Vorbereitungen trafen und stüpfend mit einander sprachen, dabei kopfschüttelnd sein abgepanntes, nervöses Aussehen beobachtend. Ihm war all das so gleichgültig! Wenn nur schon alles vorüber wäre! Das war das Einzige, was er jetzt zu denken vermochte.“

Fünf Minuten vor der festgesetzten Stunde erschienen die anderen. Major Rodenbach, Hauptmann Werner und ein Militärarzt in Uniform, Lublinsky und ein zweiter Herr, den Wessel bloß vom Sehen kannte, in Civil.

Die Sekundanten begrüßten sich flüchtig. Die Offiziere verteilten sich überaus feierlich und respektvoll gegenüber den beiden Civilisten, die nach ihrer Meinung eine nicht korrekte Sache vertraten.

Der Begleiter Lublinsky's, ein Graf Jerowitsch, der als Unparteiischer fungierte, trat jetzt zu dem generellen Sekundanten, und nach kurzer Jotiesprache mochten die Herren die Entfernung ab, und die Sekundanten prüften danach die Pistolen.

Wessel stand mit über der Brust verkrampften Armen an einem Baum gelockt und sah unterwands hinüber zu Lublinsky, der unbefangenen sprach, wie sonst. Wessel hatte ein so seltsames Gefühl: Es war ja so wahrhaftig nicht das erste Duell, das er austrug. Immer war er ruhig und kaltblütig gewesen, und heute? Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf — wie im Traum came er den an ihn gerichteten Anforderungen nach, entlegte sich seiner Oberleiter und trat an die von seinen Sekundanten bezeichnete Stelle.

„Er stand mit weit aufgerissenen Augen regungslos, der Arm mit der Waffe hing schlaff herab. Ihm war, als wären sich seine Lippen, binne Schiefer von einem Baum zum anderen und durch die Schiefer lugten grünlich schillernde, heiße Frauenaugen, Augen, in denen es loderte und glühte: „Ich liebe Dich — o ja, ich liebe Dich — aber ich bin fehr, so fehr! Und er hält mich fehr, dieser Mann, der beinahe schon ein Greis ist — und ich trage seinen Namen!“

„Ich fürchte mich vor ihm —“

Mit einem Rud warf Wessel den Kopf zurück, sein ganzer Körper straffte sich. Da drüben stand ja dieser alte Keel, den er haßte, und da — nun zog er höhnlich die Oberlippe hoch. „Eins — zwei!“ — Er das drei — von den Lippen des Unparteiischen gefahren war, hatte Wessel die Pistole hochgerissen und losgedrückt.

Lublinsky stand einen Augenblick noch unbehaglich, dann, ohne sich zu schwanzen, stürzte er vorwärts auf das Gesicht, wie ein gefälliger Baumstamm.

„Was war das Wert weniger Sekundanten, in denen es auf allen wie ein schredensfarrer Dann gelegen, der sich nun löste.“

Die Letzte stürzten auf Lublinsky zu, die Sekundanten sprachen wohl gefühlvoll auf einander ein — Wessel stand unbehaglich an das Beiput gelockt, mit geschlossenen Augen da. Es war auf einmal still in ihm geworden, todtenstill.

Die Letzte erhoben sich. Der da lag, bedurfte ihrer nicht: die Augen war mitten durch's Herz gegangen.

Sie packten ihre Bestie zusammen und hoben dann den Körper Lublinsky's auf, unterfüßt von Werner und dem Grafen, zum Wagen tragend, der drüben auf der Straße hielt.

Major Rodenbach machte ein paar Schritte gegen Wessel, der noch immer unbehaglich an dem Beipute lehnte und seine Stellung auch jetzt nicht änderte.

„Herr Oberleutnant von Wessel — das ist Wort!“ sagte er laut und scharf accentuierend, und ohne die beiden ganz salbungsvollen Civilisten eines Wortes zu würdigen, ging er fehr dem traurigen Zuge nach.

„Herr Oberleutnant — um Himmelswillen, wie konnten Sie das thun?“ Dr. Schröder sagte Wessel leicht am Arm. Der öffnete die Augen, sah von einem zum andern und hinüber zu seinem Verbe. Er löste die Lippen und lächelte so langsam aus der Müdigung hinaus. Draußen erst stieg er auf, müßig, als hätte er fehrte Glieder, und ritt zur Stätte zurück, im Schritt, ganz langsam. Auf seinem Gesichte lag immer noch der unheimlich starke Ausdruck.

„Du — er ist maßgninnig!“ flüsterete der Adjunkt em; epi, als nach einiger

Zeit ihr Wagen an dem stillen Reiter vorbeifuhr.

„Während all dies sich ereignete, schritt Lydia unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Gott weiß, was die nächsten Minuten brachten! Jetzt mußte ja dieses unheilige Duell schon vorüber sein! Laufend hielt sie still und hob den Kopf — ja, die Gangschür wurde geöffnet, da — ja — das war Felix — Gott sei Dank! — Sie stürzte hinaus.“

„Felix!“ rief sie glücklich, taumelte aber im nächsten Augenblick ein paar Schritte zurück: Wie er nur aussah!

„Felix —?“

„Er gab keine Antwort, sondern umfaßte sie und zwang sie so, mit ihm sein Zimmer zu betreten. Ihre angstvollen Hände hingen unverwandt an seinem Gesichte.“

Wessel führte sie zum Sofa, drückte sie nieder, und ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nehmend, sah er sie stumm an. Dann nickte er und begann ruhelos auf und ab zu wandern.

„Es ist aus!“ sagte er dabei, abgedrohen und heiser. „Ich hab' ihn erschossen!“

Lydia schlug mit einem erstikten Schreckenslaut die Hände vor das Gesicht.

„Erfassen habe ich ihn — versteht Du?“ Wieder der heisere Ton aus zusammengesprehter Kehle.

„Felix!“ rang es sich noch einmal vor ihren zitternden Lippen.

„Ja, ja, ja — mußst es schon glauben — niedergeburt — ermordet hab' ich ihn! — Ihre Augen bettelten: Mach mich frei — a mußte ich's doch thun!“

„Du bist maßgninnig!“ schrie Lydia auf.

„Er blieb stehen und strich sich über die Augen, es war eine trostlos müde Bewegung. „Wahnsinnig? Vielleicht — ich weiß es nicht — ich —“ Er stürzte plötzlich zu Lydia und rief sie an.

„Du — eines weiß ich, ich muß sie sprechen — sie, Annette — jetzt gleich!“

„Nein — nein — nein!“

„Lydia — wenn Du mich lieb hast — jetzt hilf mir — ich hab' nicht viel Zeit — sie werden mich holen — aber vorher muß ich sie sehen, muß sie sprechen, ich muß ihr sagen, warum — ich — Du mußt zu ihr. Lydia — und sie muß kommen — sie wird kommen!“ Er sprach überfüßt, athemlos.

Lydia rüttelte ihn am Arme: „Aber Felix, komm doch zur Vernunft!“

„Lydia, ich bitte Dich — sie werden ihn bringen — sie darf nicht zu Hause sein — darf davon nicht überkommen werden! Vorher muß ich sie sprechen — hol' sie — sag' ihr — ich muß sie sehen — ich bitte Dich, Lydia, ich bitte Dich!“

„Felix, bent doch an Dich selbst!“

„Sei meinweigen unbesorgt! Ich werde leben, ich muß leben — weil ich bringe will! Aber damit ich's kann — lebe sie her — ich flehe Dich an!“

Er war ein Wanderer. Und die Frau, tief erschüttert, verstört, aufgeregter im Inneren, hatte nicht die Kraft, zu denken, zu widerstreben. Ohne zu überlegen, stürzte sie davon, was sich in einen Wagen und verlor sich dem Zuschauer den doppelten Preislohn, wenn er so rasch wie möglich fuhr.

Sie war noch nicht zum Bewußtsein gekommen, da hielt der Wagen schon vor dem Stramiger Herrenhause. Sie ließ ihn ihre Müdigkeit abwandern. Alle Fenster waren noch geschlossen. Lydia begann sich flüchtig, daß es kaum acht Uhr Morgens sein konnte. Annett: schlief wohl noch. Gleichviel: jetzt mußte sie zu ihr! Das sagte sie auch der verumwendet herbeieilenden Kutsche, die nicht wagte, ihre Herrin zu wecken. Aber Lydia ließ sich nicht abwiesen und stand wenige Minuten später in dem luxuriös eingerichteten Schlafzimmer an Annettes Bett.

„Was ist denn nur, Lydia? Jetzt kommen Sie zu mir?“ Annette richtete sich auf und sah entsetzt in das todtenblaue Gesicht der an allen Gliedern bebenden Frau.

„Aber Sie sit an, Annette, ich beschnüre Sie — und kommen Sie mit mir!“

Annette sprang auf, ihr Athem ging hörbar, rasch schlüpfte sie in ihr Morgenkleid. „Mein Mann!“ schrie sie erschrocken auf.

Lydia's Denken verzerrte sich. „Sie lieben doch meinen Bruder — und er liebt Sie — denken Sie an ihn — er wartet!“

„Er hat meinen Mann — ermordet!“ rief Annette und schlug die Hände vor das Gesicht. Es schüttelte sie vor Entsetzen.

„Lydia trat dicht an sie heran: „Seien Sie barmherzig mit meinem Bruder!“

Da fuhr Annette auf: „Ich haße ihn! Ich haße ihn! Sagen Sie ihm das! Ich haße sie gelend.“

Das Klang so echt, so überzeugend, daß Lydia zusammenerschauerte. „Und er liebt Sie — Bretweg.“

Sie konnte nicht widerstehen, denn in dem Augenblick hörte man das Rollen von Wagenrädern, und Annette stürzte an das Fenster. Die gehalten Hände gegen die Lippen gedrückt, starrte sie vor den Wagen hinunter, den Major Rodenbach und Hauptmann Werner entzifferten waren. Dann sank sie in die Knie, befinnungslos, unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben.

In Lydia rangen die verschiedenartigen Gefühle miteinander. Was diese Frau, die in ihrem verlorenen Schmerz jetzt ihre Theilnahme erzwang, nicht an dem Unglück ihres Bruders schau? Wie er es saßen, wenn sie ihm nun sagt: „Du hast Dich umsonst geopfert, denn ich hab' nur Dir geholfen, sie hast Dich! Du hast nicht geholfen, sie liegt in Dir, den Wörtern ihres Gatten, den Feind ihres beuamen Lebens!“ Wenn ihm nun die Verzweiflung erfahrt, wenn er die Waffe, die er gegen den anderen gerichtet, nun gegen sich selbst kehrt!

„Eine unsagbare Angst ergriß die verdorrte Frau — wieviel ist es schon zu spät!“

Sie sagte davon, ohne auf die beiden Offiziere zu achten, die auf der Treppe an ihr vorbeikamen, und spornete den Kutscher ihres Wagens neuerlich zu größter Eile an.

Untermwegs kam ihr Ruhe und Ueberlegung. Sie durfte Felix nicht schonungslos die Wahrheit sagen, nein, liegen mußte sie, irgendwie lügen und ihm den Glauben an dieses Weib vorzuführen lassen, das vielleicht sein Weib vernichtet hatte.

Beobend betrat sie ihre Wohnung, ihr Herz schlug bis zum Hals hinauf, als sie die Thür zu des Bruders Zimmer öffnete. Es war leer. Sie stürzte in ihr Zimmer. Da fand sie auf dem Mittelstücke einen Zettel, auf dem nur ein paar Worte von ihres Bruders Hand standen. „Güte sei mir! Sie ist jetzt mein!“

Da quoll es siedend heiß in ihr auf, und sie wechete den Thränen nicht.

7. Kapitel.

Annette v. Lublinsky schritt mit nervösen Schritten ruhelos in ihrem Zimmer umher. Das schwarze, fliehende Trauerkleid aus matter Seide ließ sie noch schlanker und größer erscheinen. Ihr Gesicht war fehr blaß; augenleuchtend wies es Spuren heftiger Erregung auf. Eine schredliche Zeit lag hinter ihr, grauenvolle vierzehn Tage, seit sie durch Lydia's Port, Wessels Schwester, von dem Tode des Gatten erfahren, und man ihm ihr dann in's Haus gebracht.

Dabei war sie anfangs wie in einem Taumel gewesen, nicht fähig, das Schredliche, das so plötzlich über sie gekommen, voll zu erfassen.

Die fieberhafte Erregung, die ein beratiger Unglücksfall hervorbringt, die lausenderlei Formalitäten, die zu erlebigen und zu bedenken waren, das Leidensdämon, die Teufelskeröffnung — all das hatte Annette bisher nicht zu Athem kommen lassen.

Dazu kam noch ein selbst unbehagliches Gefühl, das in ihr die absolute Unabhängigkeit erzeugte. Sie, die sich in ihrer Ehe genößt hatte, in allen praktischen Angelegenheiten sich blind dem Willen ihres Mannes zu fügen, und die seine Abnung von materiellen Dingen hatte, sollte von heute auf morgen Verantwortung tragen! Das autokratische Wesen ihres Mannes hatte sie um alle Energie gebracht. Wenn jetzt von der Dienerschaft, dem Notar oder von den anderen Leuten, mit denen sie in Beziehung treten mußte, ihre Befehle oder Wünsche gefordert wurden, hätte sie am liebsten immer ausgerufen: „Ich weiß es doch selbst nicht!“, so hilflos fühlte sie sich.

Niemals hatte sie sich um die Vermögensverwaltung ihres Mannes gekümmert, niemals um die Wirtschaft. Als sie zum ersten Male an dem Schreibtische Lublinsky's saß, die Feder und das Federlocher, um auf Verlangen des Notars die Lebensversicherungsliste herauszufinden, hatte sie ein schreckliches Herzlopfen, und das es mit zitternden Fingern, dabei unwillkürlich ab und zu nach der Thür schielend, weil ihr war, als müßte Lublinsky jetzt eintreten und sie erwidert davonjagen.

Die Testamentskeröffnung war auch eine Quelle der Aufregung für Annette gewesen. Sie durfte ja fehr fehr sein, daß ihr Gatte ihr fe gefordert hatte, aber als der Notar das vollkommene klare Testament verlas, das Annette uneingeschränkt zur Herrin

des Lublinsky'schen Vermögens machte, von dem nur ein paar unbedeutende Legate abgingen, atmete sie doch erleichtert auf.

Unmüßig wurde es ruhig auf Stramig, und nun kam das Bittere über Annette: die Einsamkeit — Niemand kam nach Stramig, tagelang kein Mensch. Sie hatte wohl gefühlt, daß man sie für den Tod Lublinsky's ebenso verantwortlich machte, wie für das tragische Ende des jungen Barons Probell, und die Tollheit Wessels, die ihn für lange Zeit der Freiheit beraubte, seine Karriere ruinirte. Die militärischen Befamten also zogen sich insoweit alle von Annette zurück. Und die sonstigen lieben Freunde! Gatten's die schon dem armen Mädchen nicht entriem, daß es ihm gelungen war, sein Leben in so fehrer Bahnen zu lenken, so verzweifeln sie der Frau erst recht nicht, daß sie noch jung, schön und fehr zum Gemüth, als die „bin eines immensen Vermögens zurückließ und nur ihr Leben gestalten konnte, wie a ihr taugte.“

Die kokette, spielerische Frau, der es nie genügt hatte, wenn einer sie umschmeichelte, die vielmehr von allen verachtet und bewundert sein wollte, und der man ja — äußerlich wenigstens — stets mit mehr Liebe und Bewunderung entgegenkommen war, diese Frau empfand den vollkommnen Wechsel ihrer gesellschaftlichen Position als ein viel größeres Unglück — als den Verlust des Gatten.

Wer war sie denn noch? Man wagte es, sie über die Achsel anzusehen! Man schnitt sie, vernied es, Wörber ihres Gatten, den Feind ihres beuamen Lebens!“ Wenn ihm nun die Verzweiflung erfahrt, wenn er die Waffe, die er gegen den anderen gerichtet, nun gegen sich selbst kehrt!

„Eine unsagbare Angst ergriß die verdorrte Frau — wieviel ist es schon zu spät!“

Sie sagte davon, ohne auf die beiden Offiziere zu achten, die auf der Treppe an ihr vorbeikamen, und spornete den Kutscher ihres Wagens neuerlich zu größter Eile an.

Untermwegs kam ihr Ruhe und Ueberlegung. Sie durfte Felix nicht schonungslos die Wahrheit sagen, nein, liegen mußte sie, irgendwie lügen und ihm den Glauben an dieses Weib vorzuführen lassen, das vielleicht sein Weib vernichtet hatte.

Beobend betrat sie ihre Wohnung, ihr Herz schlug bis zum Hals hinauf, als sie die Thür zu des Bruders Zimmer öffnete. Es war leer. Sie stürzte in ihr Zimmer. Da fand sie auf dem Mittelstücke einen Zettel, auf dem nur ein paar Worte von ihres Bruders Hand standen. „Güte sei mir! Sie ist jetzt mein!“

Da quoll es siedend heiß in ihr auf, und sie wechete den Thränen nicht.

Sie bielte sich höflich und nahm den mit Knäuel gedrückten Brief an die Hand. Mit schlichtem Widerstreben suchte sie ihn auseinander zu falten. Aus glitzernden Augen mit einem Ausbruch von Achsen über die letzten Seiten:

„Sie sind mein, Annette, unlöslich an mich gebunden! Versuchen Sie's nicht, ich gegen mich zu wehren, ich lasse Sie nicht — nie — hören Sie, nie! Ich habe mehr für Sie gewagt, als mein Leben, viel mehr! Ich bin, wenn ich meine Freiheit wieder erlange, einer, der ein neues Leben beginnt, ein Ausgehener — um Himmelswillen, Annette! Sie sind also, was mir bleibt, mein Halt, meine Zukunft — alles! Sie haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin — und darum sind Sie mein!“

Annette fuhr sich mit beiden Händen an die Hals, ihr war, als müßte sie erstickend. Dieser entsetzliche Mensch, der es nicht gerade so, als hätte sie ihn gebunden, Lublinsky zu loben! Und sie sein Eigentum? Hatte sie seiner Schwester nicht die Wahrheit gesagt, die ganze Wahrheit, und ihren Haß gegen den Menschen, der sich angemacht hatte, ihr Schicksal zu spielen, nicht offen bekannt? Die Ruhe ihres Lebens hatte er vernichtet — und wagte es trotz allem, ihr so zu schreiben!

Hatte Lydia ihm denn nichts gesagt? Hatte sie ihn schonen wollen? Aber er mußte die Wahrheit wissen! Annette stürzte zum Telephon und verlangte zitternd vor Ungebuld Lydia's Port zu sprechen. Zu ihrem Erstaunen meldete sich eine ganz fremde Stimme, die auf häßliches Vertragen den Bescheid gab, Frau Port sei am Tage der Internierung ihres Bruders abgereist.

„Wohin?“

„Das ist nicht bekannt!“

Annette warf den Kopf zurück und ließ die Zähne zusammen. Dann begann sie ihr ruheloses Wandern von Neuem.

Ein Wochen an der Thür erschnitte sie derart, daß sie laut aufschrie, und dann lächelte sie, als sich die behäbige Gestalt des Inspektors Benzler durch die Thür schob.

„Bin ich aber jetzt erschrocken — ist was los, Herr Benzler?“ fragte Annette. Sie mußte sich legen, weil ihr die Knie zitterten. „Nichts ist los, Frau Baronin, nichts ist los“, drückte er mit einem Achsen aus, „denn damit käme ich nicht zu Ihnen, da hilft sich der Benzler schon selbst!“

„Gottlob, Benzler, Gottlob! Wenn Sie nicht käme!“

Fast bittend fuhr Annette zu dem vor ihr stehenden Hünen auf, der verlegen seinen zerrwühlten Lodenfuf in den Händen drehte.

„Das soll die Frau Baronin gar nicht saagen, ich thu nur meine Pflicht, und die thu jeder ansändige Mensch.“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Hühnersalat. — Ein großes Hühner wird gereinigt und ganz gekocht mit Salz und Suppenträgern. Proflabier ist es, zwei Hühner zu kochen und alle kleinen Theile zu Frischläse oder Suppe zu verwenden, damit man genug große Fleischstücke für den Salat hat. Mit dem Wenigen, das von einem Hühner abfällt, kann man keine Mahlzeit herriichten. Das Fleisch wird in Streifen oder Würfel geschnitten, dazu kommt eine ganze Gansche (ein Bund) Tafel-Sellerie, gut gereinigt und in Stücken geschnitten. Beides wird in einer tiefen Schüssel vermischt und richtig gefaltet. Dann gießt man soviel feines Öl, Essig und Hühnerbrühe daran, daß die Masse gut durchdrängt ist. Man richtet den Salat nun als Berg auf einer halbtiefen Schüssel an, die ziemlich dick sein muß, gleichmäßig darüber hin: 1—2 Eibotter werden mit Salz und etwas weissem Pfeffer schaumig gerührt, dann wird trospfenweise Olivenöl zugerührt, bis die Masse dick ist, worauf man einen Schloßl Weißessig zusetzt. Endlich kann man noch einige Küffel fehen Rahm hineingeben. Kapern und Oliven können in den Salat gemischt oder auch übergestreut werden. Als Ausschmückung dienen: Citronenscheiben, Scheiben hartgekochter Eier, Kapern, Oliven, Petersilienblätter usw.

Gehirnschmitte. 2 Rabas oder Schweinsgehirne werden abgewässert, abgehäutet, 10 Minuten in Butter gebraten, gebad und mit zwei in Butter gebratenen, gebadeten Zwiebeln, einigen Küffeln Rahm, zwei geschlagenen Eiern, Salz und weissem Pfeffer nebst etwas Muskatnuß vermischt, wie zu einer Fülle. Mehrere Gemmen schneidet man in gleichmäßige Scheiben, übergießt sie in einer Schüssel mit 1/2 Pfund Milch, und mit den fe, während ihrer ruhelosen Gänge durch das Zimmer, schon wiederholt zornig den Fuß gezeit hat. Wie durfte er, der Wörber ihres Gatten — ja, ja, sein Wörber! ihres es in ihr auf, so zu weinen, ihr noch zu schreiben, so zu schreien! Im Zuge der Anklage und des kaum verstandenen Drohens!

Sie bielte sich höflich und nahm den mit Knäuel gedrückten Brief an die Hand. Mit schlichtem Widerstreben suchte sie ihn auseinander zu falten. Aus glitzernden Augen mit einem Ausbruch von Achsen über die letzten Seiten:

„Sie sind mein, Annette, unlöslich an mich gebunden! Versuchen Sie's nicht, ich gegen mich zu wehren, ich lasse Sie nicht — nie — hören Sie, nie! Ich habe mehr für Sie gewagt, als mein Leben, viel mehr! Ich bin, wenn ich meine Freiheit wieder erlange, einer, der ein neues Leben beginnt, ein Ausgehener — um Himmelswillen, Annette! Sie sind also, was mir bleibt, mein Halt, meine Zukunft — alles! Sie haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin — und darum sind Sie mein!“

Annette fuhr sich mit beiden Händen an die Hals, ihr war, als müßte sie erstickend. Dieser entsetzliche Mensch, der es nicht gerade so, als hätte sie ihn gebunden, Lublinsky zu loben! Und sie sein Eigentum? Hatte sie seiner Schwester nicht die Wahrheit gesagt, die ganze Wahrheit, und ihren Haß gegen den Menschen, der sich angemacht hatte, ihr Schicksal zu spielen, nicht offen bekannt? Die Ruhe ihres Lebens hatte er vernichtet — und wagte es trotz allem, ihr so zu schreiben!

Hatte Lydia ihm denn nichts gesagt? Hatte sie ihn schonen wollen? Aber er mußte die Wahrheit wissen! Annette stürzte zum Telephon und verlangte zitternd vor Ungebuld Lydia's Port zu sprechen. Zu ihrem Erstaunen meldete sich eine ganz fremde Stimme, die auf häßliches Vertragen den Bescheid gab, Frau Port sei am Tage der Internierung ihres Bruders abgereist.

„Wohin?“

„Das ist nicht bekannt!“

Annette warf den Kopf zurück und ließ die Zähne zusammen. Dann begann sie ihr ruheloses Wandern von Neuem.

Ein Wochen an der Thür erschnitte sie derart, daß sie laut aufschrie, und dann lächelte sie, als sich die behäbige Gestalt des Inspektors Benzler durch die Thür schob.

„Bin ich aber jetzt erschrocken — ist was los, Herr Benzler?“ fragte Annette. Sie mußte sich legen, weil ihr die Knie zitterten. „Nichts ist los, Frau Baronin, nichts ist los“, drückte er mit einem Achsen aus, „denn damit käme ich nicht zu Ihnen, da hilft sich der Benzler schon selbst!“

„Gottlob, Benzler, Gottlob! Wenn Sie nicht käme!“

Fast bittend fuhr Annette zu dem vor ihr stehenden